



Kate Connolly

EXIT BREXIT

**WIE ICH DEUTSCHE
WURDE**

Aus dem Englischen von
Kirsten Riesselmann

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26024-5

© 2019 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Illustration: © Cajsa Holgersson

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

To F, A and S – with love

INHALT

1 BREXIT MEANS BREXIT

MEIN ENTSCHLUSS, DEUTSCHE ZU WERDEN	9
-------------------------------------	---

2 IT'S COMPLICATED

GROSSBRITANNIEN UND EUROPA

SEIT WINSTON CHURCHILL	31
------------------------	----

Die Idee vom vereinigten Europa	32
---------------------------------	----

Avocados, Abba und französische Federbetten	40
---	----

Das Referendum von 1975	44
-------------------------	----

Die Thatcher-Ära	47
------------------	----

Schwarzer Mittwoch und Freizügigkeit:

Neue Wellen der EU-Skepsis	53
----------------------------	----

Auftritt David Cameron	59
------------------------	----

Der Wahlkampf	68
---------------	----

Der 23. Juni 2016	91
-------------------	----

Und was war passiert?	95
-----------------------	----

<i>No Man is an Island</i>	100
----------------------------	-----

3 WE ARE FAMILY

MEIN LEBEN ZWISCHEN GROSSBRITANNIEN

UND DEUTSCHLAND	105
-----------------	-----

Musicals, Bücher und Apfelstrudel	107
-----------------------------------	-----

Meine Familie und der Krieg	110
-----------------------------	-----

Ich werde Berlinerin	123
----------------------	-----

Ein bisschen deutsch, ein bisschen britisch	134
---	-----

Fußball und Stahlhelme	139
------------------------	-----

Der lange Schatten der Geschichte	141
-----------------------------------	-----

Fremdsprachen und Völkerverständigung	149
»Übrigens, ich werde jetzt Deutsche!«	154

4 ARE WE THERE YET?

BREXIT, EINBÜRGERUNG, MEIN ERSTES JAHR	
ALS DEUTSCHE UND ANDERE TURBULENZEN	163
Identitätsfragen	163
Kein Zurück?	195
Schon wieder Wahlkampf	205
Leitkultur, Pumpernickel und mein großer Tag	213
Zurück auf dem Boden der Tatsachen	231
Mein Herbst der ersten Male	239
Ungewisse Zeiten und Chaos an allen Fronten	254
<i>Get Deutsch or Die Tryin'</i>	274
Besinnlichkeit (<i>Oh Christmas Tree</i>)	278

5 HOME SWEET HOME 285

DANK	295
ANMERKUNGEN	297

BREXIT MEANS BREXIT

MEIN ENTSCHLUSS, DEUTSCHE ZU WERDEN

Aus den kleinen Lautsprechern eines CD-Players, den ein Beamter mit einem deutlich hörbaren Klacken angestellt hat, tönt die blechern klingende Orchesterbegleitung zur deutschen Nationalhymne. Es gibt kein musikalisches Vorspiel, sodass wir alle ein wenig überrumpelt sind und zu spät zu singen beginnen, was einige nervös in ihre Notenblätter kichern lässt. Als wir bei »Blüh« von »Blüh im Glanze dieses Glückes« ankommen, treffe ich das hohe E nicht, obwohl ich eigentlich ein ganz annehmbarer Sopran bin. Vermutlich auch bei mir: die Nerven. Oder die trockene Luft in dem voll besetzten Raum. »Also bitte«, sage ich mir, »jetzt zeig dich der Situation gewachsen!« Zu meiner Erleichterung schaffe ich das E beim zweiten Mal – aber auch da nur mit Hängen und Würgen.

Trotzdem erscheint mir diese musikalische Hürde nach allen, die ich und die circa 20 im Rathaus versammelten Menschen schon gemeistert haben, noch als die niedrigste. Der Weg zur deutschen Staatsangehörigkeit war lang. Dennoch bin ich sicherlich nicht die Einzige im Raum, die an diesem Tag im Mai 2017 dankbar dafür ist, dass niemand von uns erwartet, den Text auswendig zu können – als einen weiteren Test, um zu beweisen, wie ernst es uns damit ist, treue deutsche Staatsbürger zu werden. Als wir zum Ende kommen – nach zwei Strophen werden wir von unserer Qual erlöst – und man uns ein Glas Sekt in die Hand drückt, macht sich im Raum spürbare Erleichterung breit.

Ich kann mich nicht genau erinnern, an welchem Tag ich beschlos-

sen habe, Deutsche zu werden. Nur so viel: Die elf Monate, die meiner Einbürgerungsfeier vorausgingen, waren eine emotionale Achterbahnfahrt. Der Schock darüber, dass eine hauchdünne Mehrheit der Wähler für den Austritt meines Geburtslands Großbritannien aus der Europäischen Union gestimmt hatte, sitzt auch fast drei Jahre nach dem Brexit-Referendum am 23. Juni 2016 noch tief.

Und trotzdem war meine Entscheidung definitiv ein schleicher Prozess und kein *Heureka*-Moment. Auf jeden Fall war es für mich mit ambivalenten Gefühlen verbunden, etwas zu tun, was ich mir nie hätte träumen lassen und wozu ich nie Anlass gehabt hätte, wären da nicht eine Handvoll Politiker gewesen, die ein Referendum für angezeigt hielten, um – so formulierte es der damalige Premierminister David Cameron – einen Strich unter ein Thema zu ziehen, das seit Jahrzehnten wie ein Damoklesschwert über der britischen Politik hing.

Ich will damit nicht sagen, ich sei gezwungen worden, Deutsche zu werden, so, als wäre das etwas Unerquickliches oder etwas, das ich per se nur widerwillig tat. Sicher nicht. Ich habe Deutschland über die Jahre immer mehr schätzen gelernt. Erst war es die Sprache, die ich mit 13 zu lernen begann. Dann kamen die politischen Ereignisse der späten 1980er-Jahre in Deutschland und in Zentral- und Osteuropa hinzu, die im Fall der Berliner Mauer gipfelten und meine Weltsicht im großen Maßstab neu justierten. Schließlich, in den frühen 1990er-Jahren, meine Zeit als Studentin im frisch wiedervereinigten Berlin, wohin ich dann später als Auslandskorrespondentin zurückkehren sollte – eine Aufgabe, die sich bis heute wie ein großes Privileg anfühlt.

In den vergangenen Jahren waren es meine Familie, meine beiden Kinder und mein Mann (die alle hier geboren sind und damit viel tiefer in Deutschland verwurzelt sind als ich), die mich eng und nachhaltig an dieses Land, seine Sprache, seine Kultur und sein Erbe gebunden haben. Aber an jenem kühlen Maitag im Rathaus plötzlich zu realisieren, dass ich und all die Menschen, mit denen ich hier zusammenstand – Menschen aus Vietnam, aus der Mongolei, aus Armenien,

aus dem Irak und aus Syrien, um nur einige der anwesenden Nationalitäten zu nennen –, jetzt Deutsche waren, fühlte sich, nun ja, mehr als nur ein kleines bisschen absurd an.

Das Referendum hat sich an die meisten von uns herangeschlichen wie ein hinterhältiges Biest. Als es zum Angriff überging und zuschlug, waren ich und die meisten meiner Freunde und Kollegen komplett überrascht. Am Tag der Abstimmung war eine tschechisch-britische Freundin bei mir zu Besuch und wir hatten uns eine Flasche Champagner besorgt, um das erwartete Scheitern des Referendums zu feiern, die endgültige – oder hoffentlich zumindest für eine Generation Bestand habende – Beerdigung einer wahnwitzigen Idee.

Am 23. Juni gingen wir zu einer sehr vernünftigen Uhrzeit ins Bett. Und weil die Zahlen nur langsam eintröpfelten, das Endergebnis noch lange nicht feststand und zudem eine Hitzewelle drohend anrollte, stand die Flasche noch im Kühlschrank. Nach einer unruhigen Nacht wachte ich am nächsten Morgen um Viertel vor sechs auf und hörte in den Nachrichten, dass das Leave-Lager die Mehrheit und damit das Brexit-Referendum gewonnen hatte.

Es fühlte sich an wie ein Schlag in die Magengrube, und meine Freundin Lenka und ich verbrachten den Tag damit, den Schock zu verarbeiten. Es fühlte sich an, als müssten wir die Nachricht von einem schweren Unfall verdauen. Wie nach 9/11 oder beim Tod von Prinzessin Diana werde ich nie vergessen, wo ich war, als ich es erfuhr.

Der 24. Juni war über 30 Grad warm, und die Kita meiner Kinder gab hitzefrei. Also ging ich mit ihnen und meiner Freundin in den nahe gelegenen Park ins Strandbad. Doch auf Lenka und mir lastete an jenem Tag weniger die drückende Hitze als das bleierne Gewicht der Nachricht, dass Großbritannien tatsächlich für den EU-Austritt gestimmt hatte. Am Morgen hatten wir gemeinsam geweint, Camerons Rücktrittsrede im Fernsehen gesehen und dann den Kinderanhänger bepackt, um in Richtung Park aufzubrechen. Meine Kinder waren fasziniert von unseren Gefühlsausbrüchen – gut möglich, dass sie mich

vorher noch nie hatten weinen sehen. »Mama, hast du ein Aua?«, fragte mein zweieinhalbjähriger Sohn. »Wohin geht England denn, wenn es jetzt Europa verlässt?«, wollte meine fünfjährige Tochter wissen. »Können wir Oma und Opa immer noch besuchen?«

Im Park legte ich meinen Sohn, von der Hitze derart erschöpft, dass er eingeschlafen war, in einen Strandkorb, setzte mich neben ihn und schrieb eine Kolumne über den Brexit, die eine Berliner Tageszeitung am Vormittag bei mir in Auftrag gegeben hatte. Schon immer war der Strandkorb für mich der beste Ausdruck des unübersetzbaren deutschen Begriffs »Gemütlichkeit«: eine sichere Kapsel, die dich vor den Elementen und jedweder ungewollten Störung schützt. Nichts kommt dem Gefühl, wieder im Kinderwagen zu liegen, näher, und an jenem Tag fühlte es sich besonders passend an, sich an einen solchen Ort zurückzuziehen.

Ich saß also dort und schrieb, als nicht lange nach unserer Ankunft ein lautes Knarzen, ähnlich einer alten verrosteten Türangel, die friedliche Ruhe zerriss. Als ich aufblickte, sah ich gerade noch, wie eine 15 Meter hohe Trauerweide wenige Meter von uns entfernt in den Sand stürzte.

Ich war mehr als erleichtert, als ich meine Tochter und Lenka ein Stück entfernt fröhlich spielen sah. Sie hatten das dramatische Ereignis kaum wahrgenommen und schauten nun verdutzt auf. Wie durch ein Wunder war niemand verletzt worden – nur eine Britin hatte ein paar leichte Kratzer im Gesicht von einem Ast abbekommen, der auf ihre Plastik-Strandliege gefallen war. Die Frau gehörte zu einer Gruppe aus Lincolnshire in Ostengland, die für ein langes Frauenwochenende in Berlin war. »Alles in Ordnung?«, rief der Bademeister nervös und lief herbei, um den Schaden in Augenschein zu nehmen.

»Das war die Strafe dafür, dass wir aus der EU austreten!«, meinte eine der Frauen lakonisch, mit der Schnelligkeit einer Stand-up-Komikerin, wobei sie allerdings, halb lachend, halb weinend, vor Schreck am ganzen Körper zitterte.

»God bless you!«, war der einzige englische Satz, den der braun gebrannte Bademeister aufzubieten hatte, bevor er die Frau onkelhaft in die Arme schloss, eine Umarmung, die keiner weiteren Worte bedurfte. Dennoch beeilte sich die Frau zu erklären, sie sei keine von denen, die für den Austritt gestimmt hatten. Und erneut traten mir die Tränen in die Augen.

Dass der Baum genau in dem Moment zu Boden stürzte, in dem Lenka, die Frauen und ich ohnehin längst ein Gefühl banger Vorahnung hatten, schien mir eine passende Fügung zu sein, geradezu armageddonhaft, betont noch durch den halb ernst gemeinten Witz der Frau, mit dem sie die Schuld an der Beinahe-Katastrophe von sich wies. Ich mochte ihren Humor und dachte: Das ist es tatsächlich, was Briten in ausweglosen Situationen am besten können – sie versuchen, sich gegenseitig zum Lachen zu bringen, um die Spannung zu lösen. Die Ungläubigkeit, die uns nach dem Referendum mit offenen Mündern zurückgelassen hatte, und der umstürzende Baum waren einander in ihrer Intensität ebenbürtig in diesem Moment. Den Referendumsschock allerdings habe ich bis heute nicht verdaut.

Während ich mich noch mit den Frauen aus Lincolnshire unterhielt, kamen schon die Mitarbeiter des Grünflächenamts, und wie sie die Überreste des Baums in ihre Einzelteile zersägten und abtransportierten, waren wir alle gleichzeitig erleichtert und amüsiert darüber, dass sie dem Ruf der deutschen Effizienz und Verlässlichkeit so schön und vor aller Augen gerecht wurden. Heute ist von der Weide nur noch ein Stumpf übrig, der mahnend aus der Wiese ragt und mich jedes Mal, wenn ich das Strandbad besuche, an die surreale Atmosphäre jenes Tages erinnert.

Ich möchte die Bedeutsamkeit dieses skurrilen Erlebnisses nicht überstrapazieren. Doch rückblickend steht der Bademeister für mich stellvertretend für den tröstenden Deutschen – für all die vielen Deutschen, die Briten wie mich, die in der EU hatten bleiben wollen, aufmunterten. Ich glaube sogar, die Deutschen standen oft noch stärker

unter Schock als viele Briten, und viele haben mich gar gefragt, was sie denn nun unternehmen könnten, um das Wahlergebnis vielleicht doch noch rückgängig zu machen.

Als ich mich an jenem Tag nach dem Referendum mit den Frauen im Park unterhielt, stellte ich fest, dass ich mein eigenes Land nicht wiedererkannte. Ich fühlte mich verraten. Nicht zuletzt wegen der tiefen Gräben, die sich innerhalb meiner Familie in Großbritannien auf-taten, Gräben, die wir zu ignorieren versuchten, die aber trotzdem wie ein Schatten auf fast allen unseren Gesprächen lagen. All das war, wie ein Freund sagte, in der Tat »ein sehr britischer Selbstmord ... ohne Menschenmengen auf der Straße, ohne besetzte Plätze«.

Die anschließenden Wochen wurden beherrscht von einer enormen emotionalen Aufwallung. Gleichzeitig setzte bei mir aber auch ein gewisser Pragmatismus ein. Ich wusste, dass ich mich zusammenreißen musste. Wie überaus britisch, mag man da denken. Aber mir kam dieser Pragmatismus sehr gelegen, und ich war dankbar für die rationale Stimme, die mir im Sommer 2016, als ich gerade über meiner wenig geliebten Steuererklärung brütete, zuflüsterte: »Jetzt bist du schon in bürokratischer Stimmung«, was nicht gerade meiner natürlichen Verfasstheit entspricht, »da kannst du nach der Steuererklärung auch gleich noch den Antrag auf die deutsche Staatsangehörigkeit stellen.«

Ich empfand diese Idee als tröstlich, nicht zuletzt deshalb, weil ich das Gefühl hatte, sie half mir aus dem Selbstmitleid und den trübsinnigen Gedanken heraus, die mich zu verschlingen drohten. Der beste Ausdruck, der mir dafür einfiel, war ein deutscher: die Flucht nach vorne antreten. Auf Englisch: *taking the bull by the horns*.

Zeitdruck entstand lediglich dadurch, dass ich wusste, ich würde meinen Antrag vor dem geplanten Brexit im März 2019 einreichen müssen, denn ob es danach noch möglich sein würde, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen und gleichzeitig den britischen Pass zu behalten, war ungewiss – und das ist es bis heute.¹ Luxusprobleme, könnte man sagen. Aber ich hatte mir diese Regeln nicht ausgedacht.

Ich hatte dieses Referendum nicht gewollt. Warum sollte ich mich damit abfinden, dass man mir den Boden unter den Füßen wegzog – und mit ihm meine Identität? *Don't let the buggers get you down*, sagt man auf Englisch zur Aufmunterung in schwierigen Zeiten – »lass dich von den Mistkerlen nicht unterkriegen«. Ich sollte mich nicht entscheiden müssen, ob ich Britin sein wollte oder Deutsche. Also war ich entschlossen, alles Notwendige zu unternehmen, um mir nicht von Politikern vorschreiben zu lassen, wie meine Zukunft auszusehen hatte.

ERSTE SCHRITTE Schon im Sommer 2016, nur wenige Wochen nach dem Referendum, hatte ich meinen ersten Termin beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. »Als ob die hier nicht genug zu tun haben, auch ohne Fälle wie mich, Begleiterscheinerungen von nationalen britischen Querelen«, dachte ich fast schuldbewusst, als ich mich neben Irakern, Syrern, Afghanen und Marokkanern in die Schlange einreichte und mich ziemlich klein fühlte. Dort wartete ich also, um mit einem Verwaltungsbeamten zu sprechen, der mir sagen würde, welche Anforderungen ich genau zu erfüllen hatte.

Als Korrespondentin für meine Zeitung, den britischen *Guardian*, hatte ich im dramatischen Sommer 2015 über die schwindelerregenden Tage der Flüchtlingskrise berichtet und schon damals Stunden in den Amtsstuben des BAMF in Berlin und Bayern verbracht. Ich war sogar kurz bei der Freiwilligeninitiative dabei gewesen, die Flüchtlinge in unserer Nachbarschaft in Empfang genommen hatte. Ich hatte Essen ausgegeben, Bettwäsche ausgepackt und Menschen erste Brocken Deutsch beigebracht. Es war das erste Mal gewesen, dass ich sowohl Berichterstatteerin als auch persönlich in (mangels eines besseren Begriffs) die Geschichte involviert war.

Und jetzt stand ich hier, als Teil der Schlange, und war erneut und unfreiwillig so etwas wie ein Teil dieser Geschichte. Was mir unangenehm war und mich demütig werden ließ. Denn mein Unglück be-

stand natürlich nicht darin, in Krieg oder Armut gefangen zu sein wie die meisten um mich herum, sondern darin, Bauernopfer geworden zu sein im politischen Schachern anderer – so zumindest nahm ich es wahr.

Gleichzeitig fühlte ich mich, als stellte ich mich an für einen Fahrchein, der meine Sicherheit garantieren würde. Mein eigenes Land erschien mir wie ein Schiff, das geradewegs auf einen unberechenbaren Sturm zusteuerte. Was ich hier nun tat, würde mir einen Platz auf dem Rettungsboot garantieren, falls es notwendig werden sollte, von Bord zu gehen. Beziehungsweise bedeutete es sogar, dass ich die Füße schon auf festem Land haben würde, bevor die Katastrophe eintrat. Die deutsche Staatsangehörigkeit war meine Versicherungspolice. Die Kosten dafür – 250 Euro, der Großteil im Vorfeld zu entrichten, der Rest fällig mit Erhalt der Bestätigung, dass meinem Antrag stattgegeben wurde – erschienen mir mehr als erschwinglich (vor allem wenn man bedenkt, dass die britische Staatsangehörigkeit schwindelerregende 1282 Pfund kostet).

Sollte es für den Antrag auf die deutsche Staatsangehörigkeit hilfreich oder nötig sein, war ich auch darauf vorbereitet, Rilkes *Herbsttag*, mein deutsches Lieblingsgedicht, oder Auszüge aus Schillers *Glocke* aufzusagen oder sogar *Freude, schöner Götterfunken* vorzusingen. So hatte ich es mir morgens am Frühstückstisch überlegt. Stattdessen aber händigte man mir in einem nüchternen einstündigen Gespräch in einem überheizten Zimmer eine ellenlange Liste aus, auf der alle Unterlagen aufgeführt waren, die ich noch beizubringen hatte, sollte ich es mit meinem Antrag ernst meinen. Hinzu kamen diverse andere Aufgaben, die zu erledigen waren, bevor ich mich wieder bei der Sachbearbeiterin melden durfte, um dann über den Stand meines Antrags unterrichtet zu werden.

Zu den fehlenden Unterlagen gehörte unter anderem die sogenannte Loyalitätserklärung, die ich lesen und unterschreiben sollte, zu den Aufgaben ein einfacher Sprachtest (mein Abschluss im Fach

Deutsch an einer britischen Universität sei nicht ausreichend, teilte man mir mit), ein Einbürgerungstest sowie die entsprechenden Zertifikate, die belegten, dass ich diese Tests bestanden hatte. Außerdem musste ich noch mindestens 20 weitere Dokumente einreichen, die meisten davon Nachweise darüber, dass ich dem deutschen Staat nicht auf der Tasche liegen würde. So langsam schwante mir, worauf ich mich da eingelassen hatte.

Nur wenige hatten damals mein ungläubiges Entsetzen nachvollziehen können, als die erste Post, die meine Kinder wenige Tage nach ihrer Geburt in Deutschland bekamen, ihre Steuernummer enthielt. Ich hatte nicht viel Verständnis für diese meiner Ansicht nach recht kaltherzige Geste. Und da stand ich nun und entschied mich aktiv und freiwillig, die bürokratische Büchse der Pandora weiter zu öffnen – und damit garantiert bis an mein Lebensende weitere Mitteilungen dieser Art zu erhalten.

Gleichzeitig begann ich zu verstehen, dass von mir als Deutsche erwartet wurde, diesen Aspekt des Lebens mit offenen Armen willkommen zu heißen oder ihm zumindest klaglos zu begegnen. Es hat mich im Laufe der Jahre wiederholt in Erstaunen versetzt, dass sich kaum ein Deutscher je über die Stunden und Stunden beschwerte, die er mit dem Ausfüllen von Formularen, dem Ziehen von Wartenummern und dem physischen Aufsuchen von Behörden verbringen musste, um sich irgendwo an-, ab- oder umzumelden. Stattdessen scheinen die meisten all das mit einem hohen Grad an, so sagt mein Mann, »buddhistischer Gelassenheit« als selbstverständlichen Teil des Lebens zu akzeptieren.

Den Anweisungen der BAMF-Sachbearbeiterin folgend verbrachte ich meine Freizeit in den kommenden Wochen damit, einen Bi-Deutschtest zu absolvieren, mich einem 33-Fragen-Multiple-Choice-Test zu deutscher Geschichte und Gesellschaft zu stellen und sämtliche verlangten Dokumente beizubringen, angefangen bei Geburtsurkunden – die meinige und die meiner Kinder – über Steuerbescheide,

die belegten, dass ich schuldenfrei war, bis hin zu Arbeitsverträgen, Kontoauszügen, Heiratsurkunden und vielem mehr.

Als ich zum Einbürgerungstest kam, lief ich meiner Freundin Louise über den Weg, die als Englischlehrerin an einer Berliner Schule arbeitet. Es war ein freudiges Zusammentreffen, ganz so, als ob wir uns am Kartenschalter begegneten und erfuhren, dass wir beide einen Platz auf demselben Dampfer in Aussicht hatten, der uns in Sicherheit bringen sollte. Dass wir uns dort trafen, war für mich zugleich eine Bestätigung, dass mein Schritt keine Überreaktion war, sondern auch anderen Briten plausibel erschien. Und zwar nicht nur einzelnen, sondern ganzen Scharen, wie ich bald feststellen sollte.

An einem Sommerabend kurz nach dem Referendum hatten Louise und ich bei einem Glas Wein zusammengesessen und uns über nichts anderes als den Brexit unterhalten. In aller Breite hatten wir darüber gesprochen, wie sehr es uns aufregte, dass Freundschaften und Familienbeziehungen wegen abweichender Ansichten zum Brexit zunehmend unter Spannung gerieten. Wir hatten über das Abenteuer gesprochen, auf das wir uns eingelassen hatten, und darüber, ob man uns eventuell nicht als Deutsche anerkennen würde.

Und jetzt absolvierten wir den Einbürgerungstest. Von 17 Prüflingen im Raum kamen fünf aus Großbritannien. Alle lebten schon lange in Deutschland, die meisten hatten, so wie ich, deutsche Partner und Kinder. »So viele Briten hatte ich noch nie«, meinte die Dame, die die Aufsicht führte. »Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie alle wegen des Brexits hier sind?« Wir antworteten mit einem einhelligen »Ja«, in den meisten Fällen begleitet von einem peinlich berührten schiefen Grinsen. »Ja, ich fürchte, ich komme aus Brexitland«, kam es von Ed, der seit 27 Jahren in Deutschland lebte und den Kopf theatralisch beschämt in den Händen barg. Die Aufsichtsdame nickte mit hochgezogenen Augenbrauen, als sei sie überrascht von dieser Erkenntnis und zugleich stolz darauf, persönlich Zeugin der Weltgeschichte zu werden.

Ich empfand Eds Reaktion als angemessen. Wir waren uns einig:

Man konnte sich nur noch winden und den Hintern zusammenkneifen. Bei dem Gedanken daran, was uns in diesen Raum verschlagen hatte, drehte sich einem der Magen um. Wie schnell es in Großbritannien zur Normalität geworden war, darüber zu diskutieren, ob es rechtens sei, bei Geflüchteten Zahnuntersuchungen vorzunehmen, damit sie keine falschen Angaben über ihr Alter machten. Wie alltäglich es geworden war, von Brandbomben-Attentaten auf polnische Geschäfte zu hören oder von Autos mit ausländischen Nummernschildern, denen regelmäßig die Reifen zerstoichen wurden. Die Post-Brexit-Atmosphäre in Großbritannien war beschämend.

Den Ankreuz-Einbürgerungstest bestand ich mit voller Punktzahl. Auch wenn mir jedes andere Ergebnis nach all den Jahren, die ich in Deutschland gelebt und gearbeitet hatte, speziell als Journalistin, wie blankes Versagen vorgekommen wäre, war ich doch erleichtert, dass es sich ausgezahlt hatte, den Stoff vorher zu pauken.

Unter den eher obskureren Fragen gab es eine zum Briefgeheimnis, das mir in all meinen Jahren in Deutschland noch nie begegnet war, eine andere drehte sich um in der DDR lebende Ausländer («In der DDR lebten vor allem Migranten aus ...?»). Ich erfuhr: Die Mehrheit kam aus Vietnam, Polen und Mosambik. Wie bei vielen der anderen Fragen auch, fragte ich mich, wie viele »echte Deutsche« wohl die Antwort wüssten. Diverse Freunde bestätigten meine Zweifel und konnten einige der Fragen, als ich sie ihnen später stellte, tatsächlich nicht korrekt beantworten. Bei uns sind diese Fragen mittlerweile zu einem beliebten Dinner-Quiz geworden, das wir spielen, wann immer Briten und Deutsche zusammenkommen.

Den Sprachtest legte ich ein paar Monate später ab, im September 2016: eine ganztägige Angelegenheit, für die ich mir freinehmen musste und die darin gipfelte, dass der bereits erwähnte Ed aus Essex und ich mündlich unsere Deutschkenntnisse unter Beweis stellen sollten, indem wir vor den Prüfern ein Gespräch über Internetshopping führten. Wir fanden die Situation überaus komisch, zwei Briten, die

etwas anderes miteinander sprachen als Englisch. Wir mussten an uns halten, um nicht ständig zu kichern. Dass man in Berlin zwei Deutsche englisch miteinander sprechen hört, ist nicht ungewöhnlich, doch Briten kommen eher selten in die Verlegenheit, in einer Fremdsprache miteinander kommunizieren zu müssen – oder zu dürfen.

Die Absurdität der Situation wurde noch dadurch gesteigert, dass wir beide fließend Deutsch sprachen (das sollten wir auch nach all der Zeit, die wir hier sind) und einen Test absolvierten, der deutlich unter unseren Fähigkeiten lag. Die überraschten Gesichter der beiden Prüfer, die ein einfaches B1-Niveau erwartet hatten, waren unbezahlbar. Anfänglich waren die beiden noch steif und offiziell, doch schon bald klopfen wir uns vor Lachen auf die Schenkel; ein willkommener Heiterkeitsausbruch, wie ein Dampfablassen, ein Ausdruck dafür, wie absurd es letztlich war, dass wir neben all den deutlich würdigeren Fällen aus der Ukraine, aus Somalia und Syrien überhaupt im diesem Raum saßen, Nigel Farage, diesem Idioten, und seinen unerfüllbaren Versprechungen sei Dank.

Am Ende hatten wir zwei Brexit-Vertriebene einander durch die letzte Prüfung des Tages hindurchgeholfen. Ed und ich beschlossen, in Kontakt zu bleiben. »Seltsame Situation«, schrieb er später in einer SMS. »Ein Gefühl wie ›Alle Mann in die Rettungsboote!« Da war sie wieder, diese Seefahrermetapher.

»ICH FÜHLTE MICH PERSÖNLICH ANGESPROCHEN« Nach vielen langen Abenden, an denen ich meine Unterlagen zusammengesucht und einen Papierberg zusammengetragen hatte, der als Berechtigungsnachweis hoffentlich ausreichen würde, war ich im Dezember 2016 so weit, sämtliche verlangten Dokumente beim Amt einreichen zu können. Die Sachbearbeiterin, mittlerweile ein vertrautes Gesicht, brauchte mehr als eine Stunde, um in sämtliche Kästchen ihr Häkchen zu setzen und so sicherzustellen, dass ich mein Soll erfüllt hatte. Sie

schickte mich zum Kassenswart, um eine Anzahlung zu leisten, und sagte mir schließlich, jetzt müsse ich nur noch ein wenig Geduld haben – innerhalb von sechs bis neun Monaten werde mir per Post mitgeteilt, ob meinem Antrag stattgegeben würde oder nicht.

Die Tragweite meines Unterfangens wurde mir erst in dieser Phase so richtig bewusst. In der Wartezeit hatte ich Gelegenheit, über meine Entscheidung nachzudenken und herauszufinden, ob ich wirklich alles hatte, was es brauchte, um eine richtige Deutsche zu werden. Bereits einige Monate zuvor hatte ich eine Menge Stoff zum Nachdenken an die Hand bekommen. Damals hatte ich im Bundestag auf der Presetribüne gesessen, um über eine Beschlussvorlage der Grünen zu berichten, die vorsah, Einbürgerungsanträge von britischen Staatsbürgern zu beschleunigen. Katrin Göring-Eckardt, die Parteivorsitzende der Grünen, hatte mir bereits im Vorfeld der Parlamentsdebatte gesagt: »Für die 107 000 gut integrierten, in Deutschland lebenden Britinnen und Briten ist es doch unvorstellbar, nur wegen der Brexit-Tragödie zurück nach Großbritannien geschickt zu werden. Deswegen haben die Grünen diesen Antrag auf die Tagesordnung gesetzt.«

Die Art und Weise allerdings, in der sich manche der Abgeordneten ans Parlament wandten, löste bei mir latente Paranoia aus. In einigen Momenten der für Bundestagsstandards geradezu hitzigen Debatte fühlte ich mich persönlich angesprochen (fuchtelten sie vom Rederpult aus mit ihren mahnenden Zeigefingern nicht genau in meine Richtung?), etwa, als einige Abgeordnete der CDU ihre Bedenken zum Ausdruck brachten, dass viele Briten die deutsche Staatsbürgerschaft aus reinem Opportunismus heraus beantragen könnten, schließlich bemühten sie sich gerade nachweislich zum ersten Mal in Rekordzahlen um ihre Einbürgerung. Es sei doch nicht anzunehmen, so argumentierten manche, dass sie ihre Anträge aus Loyalität stellten oder aus wahrer Überzeugung heraus, Deutsche sein zu wollen. Marian Wendt von der CDU sagte, er befürchte, Briten beantragten den deutschen Pass nur, um »am Flughafen nicht in der langen Schlange

derer stehen zu müssen, die nicht dem Schengen-Raum angehören«. Was Deutschland denn davon habe, wollte er wissen.

Barbara Woltmann, ebenfalls CDU, hob empört den Zeigefinger und sagte, die Staatsangehörigkeit lege man nicht wie ein Kleidungsstück an oder auch wieder ab. Beschleunigte Bearbeitung der Anträge von Briten sei, so Woltmann, gleichbedeutend damit, den Missbrauch direktdemokratischer Elemente zu belohnen, womit sie das Brexit-Referendum meinte. Man sehe schließlich, wohin es führen könne, wenn Scharlatane mit falschen Informationen versuchten, die Leute zu Entscheidungen zu bringen, die nicht gut für das Land und die Menschen seien. Wahrscheinlich meinte Woltmann das Versprechen der Brexit-Befürworter, die 350 Millionen Pfund, die Großbritannien angeblich pro Woche an die EU zahle, nach dem Brexit in die nationalen Gesundheitskassen fließen zu lassen. Eine Behauptung, die von Anfang an eine dreiste Unwahrheit zu sein schien – und sich mittlerweile auch als solche herausgestellt hat.

Korrekt ist jedoch, dass ebenjene Briten, die sich heute durch die deutsche oder eine andere europäische Staatsangehörigkeit eine Zukunft in der EU sichern wollen, meist diejenigen sind, die ohnehin längst in aller Ruhe ihr Recht als EU-Bürger ausüben, nämlich indem sie zum Zeitpunkt des Referendums innerhalb der Union lebten und arbeiteten. Menschen, die ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten und sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. Viele dieser Menschen leben jedoch schon seit 15 Jahren oder länger außerhalb des Vereinigten Königreichs, auch ich als Auslandskorrespondentin, und waren deswegen nicht einmal berechtigt, mit ihrer Stimme Einfluss auf eine Entscheidung zu nehmen, die sie stärker betrifft als alle anderen.

Die sogenannte 15-Jahre-Regel, die 2015 im *Gesetz über ein EU-Referendum* verankert wurde, ist ein juristischer Sonderweg Großbritanniens, der dazu geführt hat, dass Millionen im Ausland lebenden Briten das Wahlrecht entzogen wurde. Die UN und die Weltbank

schätzen, dass 5 Millionen Briten im Ausland leben, davon etwa 1,3 bis 1,8 Millionen in der EU – eine vermutlich eher konservative und daher zu niedrige Schätzung. Und alle diese Briten verlieren ihr Wahlrecht, wenn sie 15 Jahre oder mehr im Ausland gelebt haben.

Harry Shindler, ein 95-jähriger Weltkriegsveteran, der in Italien wohnt, und die in Belgien lebende Anwältin Jacquelyn MacLennan fochten das Gesetz vor dem Obersten Gerichtshof mit dem Argument an, es beraube sie gesetzeswidrig der Chance, ihre Stimme abzugeben, da ihnen das im EU-Recht verankerte Grundrecht der Freizügigkeit verwehrt werde. MacLennan, die zusammen mit Shindler für viele in der EU lebende Anti-Brexit-Briten zur prominenten Figur wurde, sagte, britische Staatsbürger, die im Ausland leben, hätten Rechte, Pflichten sowie eine Beziehung zu ihrem Land und dazu müsse auch die langfristig bestehende Möglichkeit gehören, an demokratischen Prozessen teilzunehmen. MacLennan sprach mir damit aus der Seele.

Aidan O'Neill, der Anwalt von Shindler und MacLennan, argumentierte außerdem, dass niemand ein berechtigteres Interesse am Abstimmungsergebnis habe als die zwei Millionen Briten, die außerhalb des Vereinigten Königreichs in Europa lebten. Sollte Großbritannien für den Brexit stimmen, würden diese Bürger möglicherweise zu Ausländern mit Aufenthaltsgenehmigung, so O'Neill.

»Ohne die britische Mitgliedschaft in der EU werden diese beiden britischen Staatsangehörigen nicht länger EU-Bürger sein«, betonte O'Neill im Namen der beiden Kläger. Der Ausgang des Referendums, sagte er, könne eine sehr direkte Auswirkung auf deren Leben haben. Zwei Monate vor dem Referendum entschied das Gericht gegen Shindler und MacLennan.

All das ging mir durch den Kopf, als ich hörte, wie Stephan Mayer von der CSU den Antrag der Grünen »integrationshemmend« nannte und ihnen vorwarf, »die Zwangsgermanisierung der Briten in Deutschland« voranzutreiben. Britische Bürger, sagte er, hätten ohne-

hin alle Rechte, bis auf das Wahlrecht bei Bundestags- und Landtagswahlen. Rüdiger Veit von der SPD schlug daraufhin wütend zurück: »Es geht hier und heute nicht um eine Zwangsgermanisierung von Briten«, sagte er. Es gehe vielmehr darum, »dass Briten uns grundsätzlich sehr willkommen sind« und dass »es damit im Prinzip auch wünschenswert wäre, wenn sich viele von denen, die die Voraussetzungen erfüllen, hier bei uns einbürgern lassen«.

War das tatsächlich der Fall? Wurde ich zwangsgermanisiert? War ich Teil einer »integrationshemmenden« Politik? Kann man einen Menschen dazu zwingen, deutsch zu werden? Und was heißt es überhaupt, »deutsch« zu sein? Ich war dabei, genau das herauszufinden.

WHAT HAPPENED TO MY BRITISHNESS? In dieser Zeit merkte ich immer öfter, wie mein ganz instinktives, ursprüngliches Empfinden für das, was *Britishness* ist, ins Wanken geriet. Wie schnell sich das Gefühl von Geborgenheit und Leichtigkeit verflüchtigt hatte, das ich immer mit meiner Identität als Britin in Verbindung gebracht hatte. Plötzlich war mir unwohl dabei, wenn meine Tochter mit ihrem Roller, den ihre Großeltern bei einer Tombola gewonnen hatten und auf dem der Union Jack prangte, zum Kindergarten fuhr. Bis zum jetzigen Zeitpunkt war dieser Roller Ausdruck für den *happy patriotism* gewesen, den fröhlichen Patriotismus, den die Briten, anders als die Deutschen, jahrelang ausleben konnten. Eine weiche Macht, eine *soft power*, ein Zeichen für das kulturelle Prestige, dem Tony Blair mit *Cool Britannia* einen Namen gegeben hatte. *Cool Britannia*, das fühlte sich plötzlich hohl an, geradezu ironisch, weil es mittlerweile zunehmend für etwas ganz anderes stand: für die wahnsinnigen Exzesse nationalistischen Eifers. Mit anderen Worten für etwas, das Briten so gerne für eine urdeutsche Spezialität gehalten hatten, eine Spezialität, gegen die Großbritannien immun war. Oder etwa nicht?

Es zeichnete sich bald ab, dass die meisten meiner britischen Freun-

de, die schon geraume Zeit in Deutschland oder sonst wo im EU-Ausland gelebt hatten, sich ebenso wie ich um eine neue Staatsangehörigkeit bemühten. Wir sind keine Flüchtlinge, die einen physisch sicheren Schutzraum benötigen, aber wir alle bitten auf gewisse Weise um Asyl, um einen Ort, um einen Ausweg, nicht aus einem Krieg, sondern aus einer Kleingeistigkeit, die nicht zu unserem Ruf als Insel der Pragmatiker mit gesundem Menschenverstand passt, der über den Tellerand blickenden, die Meere befahrenden, leichtfüßigen, geistesgegenwärtigen und clever verhandelnden Abenteurer.

Die Angst vor Konflikten jenseits von banalen Handelsstreitigkeiten mag übertrieben sein. Dennoch glaube ich an schwarzseherischen Tagen, egal ob mich reale Ereignisse, Hormone, eine Steuernachforderung oder alle drei zusammen pessimistisch stimmen, dass die Vorstellung, all das könnte zu Zuständen führen, zu denen kein Europäer zurückkehren möchte, nicht allzu weit hergeholt ist.

Wir Briten sollen stolz sein auf Großbritannien als den Geburtsort der parlamentarischen Demokratie, den Geburtsort von Fußball und Cricket, des ersten Computers, von Sandwiches, Briefmarken, modernen Versicherungen und Detektivromanen. Von Punk, den Beatles, Fairplay, dem weißen Hochzeitskleid, dem schwarzen Herrenanzug und dem Gentleman. Das mit dem Stolz ist allerdings schwierig geworden, nachdem Großbritannien sich in rasendem Tempo zu einem Land voller Fanatiker entwickelt hat. Zu einer populistischen Demokratie, in der die Boulevardpresse den Ton angibt, die mehr Macht hat als die gewählten Politiker und die herumposaunt, es sei dringend nötig, zu »grundlegenden britischen Werten« zurückzukehren, ohne dabei angeben zu können, was diese Werte genau auszeichnet und worin sie sich von den gesamteuropäischen unterscheiden. Denn eigentlich geht es doch nur um die ökonomischen Interessen Großbritanniens. Im Kern dreht sich alles schlicht ums Geld.

Was also ist dann dieses spezifisch Britische am Britisch-Sein? Seit ich meine eigene *Britishness* durch den Erwerb des deutschen Passes

immer stärker verwässere, hat sich mir diese Frage immer häufiger und mit immer mehr Nachdruck gestellt. Ist *Britishness*, wie der frühere Premierminister John Major sagte (und damit George Orwell zitierte), gleichbedeutend mit den »langen Schatten auf Cricketplätzen, warmem Bier, unschlagbar grünen Vorstädten, Hundeliebhabern«? Oder bedeutet *Britishness*, wie die Künstlerin Tracey Emin meint, »aus dem Busfenster zu schauen und sexy, stylische Menschen zu sehen, die lachen«? Oder wie Emma Thompson es eher trübsinnig bei der Berlinale formulierte, »ein kleines, wolkenverhangenes, verregnetes Quasi-Europa voller Kuchen, Kummer und Grau«?

Manchmal fühlt es sich dieser Tage an, als sei *Britishness* zusammengedampft auf kaum mehr als eine klebrige, sich selbst beweihräuchernde und nostalgisch angehauchte Sentimentalität bei Auftritten der Royals, auf Borniertheit, auf die Angewohnheit, Fremden gegenüber herablassend lauter zu sprechen, damit sie einen auch ganz sicher verstehen, auf einen an einem Stahlseil hängenden und Fähnchen schwenkend über den Victoriapark gleitenden Boris Johnson, auf einen nackt ins Meer springenden Nigel Farage – und natürlich auf den sprichwörtlichen Nieselregen.

Sogar der britische Humor, den ich am allermeisten schätze und den ich in Deutschland massiv vermisse, scheint über Bord gegangen zu sein. Im Juli 2016 beispielsweise twitterte ich über meine Begegnung mit einem afghanischen Taxifahrer in Frankfurt, der in Lachen ausgebrochen war, als ich ihm erzählte, ich sei aus Großbritannien. »Euer Land ist ganz schön am Arsch, was?«, hatte er gesagt. Über seinen schwarzen Humor musste auch ich lachen. Als Reaktion auf meinen Tweet bekam ich allerdings eine ganze Reihe abfälliger Kommentare zurück – unter anderem welche, in denen behauptet wurde, ich hätte mir die ganze Geschichte nur ausgedacht, und solche, in denen es hieß, ich könne ja von Glück sagen, dass der Afghane mich nicht vergewaltigt hätte.